

WERNER FRICK, DIETER MARTIN, KARIN VORDERSTEMANN (Hrsg.)

Heinrich Anshelm von Zigler und Kliphausen: Die Asiatische Banise. Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe des Erstdrucks (1689) (Frühe Neuzeit, Bd. 152), Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2010, 702 S.

Die *Asiatische Banise* ist zweifellos einer der erfolgreichsten Romane des deutschen Literaturbarock. Dabei bietet sie einen Stoff, der bis tief ins 18. Jahrhundert hinein weit intensiver gewirkt hat, als dies heute noch im Bewusstsein präsent ist. Sie wurde nachgedruckt, übersetzt, fortgeführt und gleich mehrfach sowohl für die Sprech- als auch für die Opernbühne eingerichtet. Nachdem es bislang als moderne Nachdrucke nur einen aus dem 19. Jahrhundert¹ und einen als Leseausgabe zu klassifizierenden, stark bearbeiteten aus der Mitte des 20. Jahrhunderts² gegeben hat, ist die anzuzeigende, wissenschaftlich erarbeitete Neuausgabe somit auf jeden Fall zu begrüßen. Dies gilt uneingeschränkt vor allem für die umfangreichen Hinweise auf die zahlreichen Quellen, aus denen die *Banise* gearbeitet ist. Dass sie aufs Engste mit der zeitgenössischen Reise- und Kompilationsliteratur verschlungen ist, war natürlich auch bisher nicht unbekannt. Aber die jetzt vorliegende Edition schlüsselt die Übernahmen in einem umfangreichen Stellenkommentar nun auch bequem zugänglich und im Detail auf. Auch bietet sie dankenswerterweise unter anderem eine Druckgeschichte, Reproduktionen von Illustrationen aus dem Roman selbst und aus den Quellentexten sowie ein umfassendes Literaturverzeichnis. Die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Gegenstand ist damit auf eine höchst solide Basis gestellt.

Bei der vorliegenden Neuausgabe handelt es sich nicht nur um eine wissenschaftlich kommentierte, sondern die Edition wird ganz ausdrücklich auch als eine historisch-kritische annonciert. Und an dieser Stelle erhebt sich dann doch eine Frage. Denn nach traditionellen editorischen Vorstellungen aus dem Bereich der Neugermanistik wäre eine aufwändig erarbeitete HKA dieses Romans aus Mangel an entsprechenden Textzeugen ja eigentlich ein von vornherein schlichtweg überflüssiges Unternehmen. Schließlich ist der Erstdruck der *Asiatischen Banise* aus dem Jahr 1689 zugleich der einzige, der zu Lebzeiten des bereits 1696 verstorbenen Autors veranstaltet wurde, und

handschriftliche Vorarbeiten sind zu diesem Roman überhaupt keine überliefert. Hier hätte es also – so könnte man meinen – auch ein schlichter, zeichengenaue Abdruck der Erstausgabe, eventuell bereinigt von den offensichtlichen Druckversehen, letztlich vollauf getan.

Nun ist aber das Postulat der Bindung von für eine HKA relevanten Textzeugen an die Lebenszeit des Autors an Werkvorstellungen gekoppelt, die sich erst ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchgesetzt haben. Schaut man dagegen auf die großen höfischen Romane des deutschen 17. Jahrhunderts, so wurde Lohensteins *Arminius* erst nach dem Tod des Verfassers von einem Freund zu Ende geführt. Auch Anton Ulrich starb vor Vollendung seiner *Römischen Octavia*. Den Abschluss seines Projekts hatte der Herzog in die Hände eines Mitarbeiters gelegt, dem dieser dann allerdings ebenfalls nicht gelingen sollte. Und so kann es kaum verwundern, dass auch die *Asiatische Banise* über eine Textgeschichte verfügt, die eben nicht mit dem Tod ihres Verfassers einfach so endet. Warum sollte man vor einem solchen Hintergrund also die Möglichkeiten einer HKA – wie etwa die Technik der synoptischen Darstellung verschiedener Erscheinungsformen eines Textes – nicht auch für Ziele nutzen, die nicht unbedingt auf die Kategorie des Autors bezogen sind. Ein derartiges Modell ließe sich etwa mit dem Begriff der ‚Rezeptionsedition‘ fassen.

Die Herausgeber der *Asiatischen Banise* WERNER FRICK, DIETER MARTIN, und KARIN VORDERSTEMANN haben sich also dazu entschlossen, das rege Weiterleben des Romans nach dem Tod seines Autors editorisch zu rekonstruieren. Dabei bildet die Ersterscheinung aus dem Jahr 1689 den Leittext, während insgesamt nicht weniger als zehn weitere Ausgaben aus den Jahren 1700–1764 in einem Fußnotenapparat und gelegentlich bei großflächigeren Ersetzungen auch separat im Anhang dokumentiert werden. Warum nun ausgerechnet bis 1764? Ein solches Datum ist natürlich notwendigerweise kontingenter als etwa das Sterbedatum des Autors. In diesem konkreten Fall ist es

aber gleichwohl nachvollziehbar, denn exakt mit der Neuausgabe des Romans von 1764, der ersten nach einer Pause von immerhin 26 Jahren, legitimiert sich das Vorhaben einerseits und gelangt andererseits zugleich an die Grenze seiner praktischen Umsetzbarkeit. Sie bildet neben der Erstausgabe den zweiten Eckstein des Unternehmens.

Der textkritische Aufwand einer HKA wird nur dann getrieben, wenn man sich für die nachfolgende interpretatorische Arbeit einen signifikanten Nutzen erhoffen kann. Bei einer Rezeptionsedition, wie sie hier vorliegt, besteht aber natürlich immer die Gefahr, dass es sich bei den Varianten (bzw. Lesarten) entweder schlicht um Nachlässigkeiten der Bearbeiter und Drucker handelt oder aber dass die Differenzen so umfangreich sind, dass sie in einem Apparat praktisch gar nicht mehr eingefangen werden können. Es zeigt sich nun bei einem Blick auf die vorliegende Ausgabe der *Banise*, dass die Abweichungen in den ersten neun Nachdrucken insgesamt eher marginal ausfallen. Erst im zehnten Nachdruck, aus dem Jahr 1764, der auf einen anonymen Bearbeiter zurückgeht, finden sich wirklich signifikante Änderungen. Der Roman wird mit zumeist punktuellen Eingriffen für ein, wie die Herausgeber es klassifizieren, „empfindsames Lesepublikum“ (S. 509) hergerichtet: Grobianismen werden abgeschwächt, allzu eindeutig Sexuelles wird vermieden. Hinzu kommt eine allgemeine sprachliche Modernisierung. Auf eine inhaltliche Überarbeitung wird hingegen weitestgehend verzichtet. Das Ergebnis befindet sich damit tatsächlich in einer Art von technischer ‚Idealdistanz‘ zum Original. Die Differenzen gehen über diejenigen Kleinigkeiten hinaus, die bei derart umfangreichen narrativen Texten kaum in den Fokus gelangen, und sind eben doch noch beherrschbar. Aber – so ließe sich an dieser Stelle nochmals kritisch nachhaken – genügt ein solcher, leicht generalisierbarer Unterschied zwischen einem Original und einer späteren Bearbeitung ad usum Delphini wirklich als Begründung für einen derartigen Aufwand? Hätte es hier nicht auch eine entsprechende Studie oder gar ein einfacher Aufsatz getan?

An dieser Stelle ist es vielleicht angezeigt, noch einen kurzen Blick auf das Umfeld zu werfen, in dem diese Edition entstanden ist. Sie bildet nämlich gleichsam das Herzstück eines großen, interdisziplinären Forschungsprojekts zur *Asiatischen*

Banise und vor allem zu ihrer europaweiten Nachgeschichte. Teilprojekte haben sich etwa mit der skandinavischen, der russischen und der französischen Rezeption des Stoffes beschäftigt. Gemeinsam betreibt man eine Website, auf der neben zahlreichen Rezeptionsdokumenten auch viele Quellen und Prätexte zum Roman im Volltext oder zumindest in umfangreichen Auszügen zur Verfügung gestellt werden (<http://portal.uni-freiburg.de/ndl/forschung/banise>; zuletzt: 2.5.2011). Und natürlich hat man bereits einen Kongress veranstaltet, der sicher auch noch einem Sammelband nach sich ziehen wird.

Es fragt sich also, um an die vorige Argumentation wieder anzuknüpfen, angesichts all dieser umfangreichen Aktivitäten, ob damit nicht vielleicht schon all das getan ist, was man mit dem textkritischen Apparat dieser Ausgabe wird tun können. Aber vielleicht sollte man das, was hier für einen kleinen Moment als etwas hypertroph erscheinen mag, auch als eine höchst raffinierte List verstehen. Seiten im Internet gibt es erst seit ein paar Jahren. Wie lange sie in unserer hoch-evolutiven Medienwelt Bestand haben werden, weiß niemand. Und auch der Ruhm einer Tagung oder eines Sammelbandes reicht zumeist nicht allzu weit in die Zukunft. Genau an dieser Stelle schlägt nun aber die Stunde der HKA, die nach ihrem Selbstverständnis nicht zuletzt auf Dauerhaftigkeit angelegt ist. Es wird – den jeweiligen Interessenlagen der Wissenschaft folgend – immer wieder neue Studien auch zur *Asiatischen Banise* geben. Doch nach der nun vorgelegten erst- und wohl nach realistischer Einschätzung auch für lange Zeit letztmaligen kritischen Herausgabe des Textes werden sie alle auf einer Edition aufbauen, die ihnen praktisch auf jeder ihrer Seiten unmissverständlich dasjenige in Erinnerung ruft, was das zentrale und auch durchaus wichtige Anliegen des *Banise*-Projekts insgesamt darstellt: nämlich zu zeigen, dass es sich hier zwar um einen Barockroman handelt, dass dieser aber bis weit ins 18. Jahrhundert hinein interessiert gelesen und produktiv rezipiert worden ist. Den Einfluss, der damit auf das zukünftige Verständnis dieses Textes genommen wird und der weit über die hier versammelten Nachweise von konkreten Differenzen hinausreicht, sollte nicht unterschätzt werden. Denn der immer noch hier und dort umhergeisternden Vorstellung eines harten Bruches

zwischen der Literatur des späten 17. und der des frühen 18. Jahrhunderts lässt sich wohl kaum mit einem noch augenfälligeren Beispiel entgegen-treten. Nicht zuletzt dafür, dass sie dieses durch ihre Entscheidungen zur Textpräsentation so deutlich und untilgbar unterstrichen haben, ist den Herausgebern zu danken.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Heinrich Anselm von Zigler: *Asiatische Bani-se. Nebst Proben aus der Romanprosa des 17. und 18. Jahrhunderts* (Deutsche National-Litteratur,

Bd. 37), hrsg. v. Felix Bobertag, Spemann Verlag, Berlin, Stuttgart 1883.

- 2 Vgl. Anshelm von Zigler und Kliphausen: *Asiatische Bani-se. Vollständiger Text nach der Ausgabe von 1707 unter Berücksichtigung des Erstdrucks von 1689* (Die Fundgrube, Bd. 15), hrsg. v. Wolfgang Pfeiffer-Belli, Winkler Verlag, München 1965.

Stephan Kraft

Universität Bonn

Institut für Germanistik, Vergleichende

Literatur- und Kulturwissenschaft

Am Hof 1d

D-53113 Bonn

WOLFGANG HIRSCHMANN, BERNHARD JAHN (Hrsg.)

Johann Mattheson als Vermittler und Initiator. Wissenstransfer und die Etablierung neuer Diskurse in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Georg Olms Verlag, Hildesheim u. a. 2010, 514 S.

Die neuere Forschung zur deutschen Frühaufklärung nimmt zunehmend die *regional*geschichtlichen Besonderheiten höfischer und bürgerlich-urbaner Literaturzentren einerseits und die *europäische* Reichweite poetologischer und wissenschaftlicher Diskurse andererseits in den Blick.¹ Als Schlüsselgestalt und Kristallisationsfigur des deutsch-europäischen Kulturtransfers und der frühaufklärerischen Diskursinitiation will ein 2007 lanciertes DFG-Projekt der Universitäten Magdeburg und Halle-Wittenberg den streitbaren Hamburger Komponisten, Musiktheoretiker und Übersetzer Johann Mattheson (1681–1764) profilieren. Die Ergebnisse einer 2009 gehaltenen Hamburger Tagung zu Mattheson stellt nun ein von WOLFGANG HIRSCHMANN und BERNHARD JAHN besorgter Sammelband vor.

Matthesons Werk erfreute sich bisher bevorzugt musikwissenschaftlicher Erforschung; hier steht der Händel-Freund und -rivale im Mittelpunkt jüngerer Studien.² Weniger bekannt und bislang nur selten Gegenstand eingehender Untersuchungen³ waren die zahlreichen Vermittlungsleistungen Matthesons und seine publizistische Teilnahme an den maßgeblichen intellektuellen Reformbewegungen des frühen 18. Jahrhunderts in Deutschland: Mattheson war Verfasser der ersten Moralischen Wochenschrift in Deutschland, übersetzte die für das 18. Jahrhundert gattungsbestimmenden Romane Daniel Defoes und Samuel

Richardsons, machte sich um die musikalische Biographik verdient, partizipierte verschiedentlich an den Debatten um Galanterie und Geschmack, opponierte gegen Gottscheds Bestrebungen zur gesamtdeutschen Sprachnormierung nach ober-sächsischem Vorbild und setzte sich – unter ambivalenten Inanspruchnahme der Philosophie Lockes – für eine sensualistische (Musik-)Ästhetik ein. Gegenüber der Reduzierung Matthesons auf seine Leistungen als Musiktheoretiker möchten die Herausgeber daher diesmal „den *ganze[n]* Mattheson“ (S. 10) behandeln sehen und eröffnen mit Beiträgen der Philologien, der Philosophie, Theologie, Sprach- und Musikwissenschaft ein interdisziplinäres Spektrum, in dem der Hamburger Frühaufklärer als scharfer Polemiker mit bemerkenswertem Gespür für folgenreiche Gattungstendenzen – und bisweilen wenig Gespür für deren entscheidendes Innovationspotential – erscheint.

Als Leitfaden für die unterschiedlichen Zugänge zu seinem Werk schlagen die Herausgeber neuere Forschungsansätze zum europäischen Diskurstransfer vor und machen in Matthesons Bemühungen als Übersetzer europäischer, vor allem englischsprachiger Publizistik die Wirkungskonstante seines Schaffens aus. Als Sekretär des englischen Gesandten in Hamburg war Mattheson, der überdies mit einer Engländerin verheiratet war, prädestiniert für die Verbreitung literarischer Neuerscheinungen in der Hansestadt, die sich, im